

Der liebe Gott

Autor(en): **Dietzi, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 20

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nach Wind.

Der liebe Gott.

Skizze von Hedwig Diehi, Bern.

Eine grüne Wiese. Und in der grünen, sonnenbeschienenen Wiese zwei große, farbige Flecken, ein roter und ein blauer. Die Flecken bewegen sich. Sie werfen blaue Schatten, die langgestreckt über die Wiese laufen. Jetzt nähern sie sich. Die zwei Flecken verwandeln sich in zwei kleine Kinder. Zwei winzige runde Geschöpfchen. Sie haben beide hellblondes Kraushaar und weit offene blaue Augen. Sie halten sich an den dicken Händchen und zotteln eifrig vorwärts. Aber die Sache ist nicht leicht. Bald liegt das eine, bald das andere auf der



Selbstporträt Karl Staufers. Nach einer Radierung. Mit gütl. Erlaubnis der Kunsthandlung Amster & Rütardt abgedruckt.

Erde. Die runden nackten Beinchen zappeln über dem hohen Niedgras. Dann bleibt das zweite stehen, läßt das Mäulchen



Eidgenössisches Freischießen in Solothurn (1840). Nach Distel.

hängen und wartet reglos, bis das Gefallene wieder auf den Füßen steht. Jetzt sind sie in meiner Hörweite. Sie stehen still, aber ihre Händchen lassen sich nicht los.

Die Sonne scheint schnurgerade auf die hellen Krausköpfe. Oben auf einem Apfelbaum zwitschert ein Vogel. Die Beiden recken die glühenden Gesichtchen in die Höhe.

„Ach nein, er ist auch nicht da,“ sagt das Eine und steckt ein dickes Fingerchen in den Mund. „Und auf dem da?“ fragt das andere und stapft eilig vorwärts, dem Baume zu, in dessen Schatten ich sitze.

Das Notröckige steht nun dicht vor mir und schaut sehnsüchtig in den grünen Baumwipfel hinauf. Das Blaue stellt sich gleich neben ihm auf und hebt das Köpfchen: „Siehst du ihn?“ Sein rotes Mäulchen steht weit offen. Kleine schnee-weiße Mausezähne blitzen darin. „Nein“, sagt das Andere weinerlich, „ich glaube nicht.“

„Was sucht ihr denn?“ frage ich die Kleinen, „einen Vogel?“ Das im blauen Röckchen schüttelt ernsthaft den Krauskopf. „D nein“, sagt es laut, „den lieben Dott.“ „Ja“, nickt das Notröckige, „wir suchen den lieben Dott. Mamma sagt, der liebe Dott ist überall, und jetzt wollen wir ihn suchen und heimbringen.“

Schon stapfen die vier Beinchen im blumigen Gras weiter. Ich verfolge sie mit den Augen. Ferne leuchten die Beiden wieder wie große farbige Flecken in der grünen Wiese. Ich sehe, wie sie in jeden Baum hinaufstaren, wie sie unter jede Hecke gucken, und immer vergeblich. Die armen Kleinen dauern mich.

Die Sonne scheint glühend auf die Wiese herunter. Ich verlasse meinen Platz und gehe langsam den gleichen Weg, den die Kinder genommen haben, denn ich bin der Gegend unkundig. Quer durch die blumigen Wiesen. Aber die StraÙe kann nicht weit entfernt sein.

Dort drüben schimmert ein weißes Haus mitten in dunkeln Bäumen. Von dort kommt eiligen Laufes eine weibliche Gestalt. Der Kleidung nach ein Dienstmädchen. Eine weiÙe Schürze weht im Wind. Zugleich höre ich von der andern Seite einen lauten Aufschrei aus Kindermund. Nur ein farbiger Fleck schimmert weit dort drüben, der blaue. Ich laufe was die FüÙe mich tragen und erreiche das Blaurockchen, das mir laut schreiend entgegenstrebt. Und noch lauterer, jammervolles Schreien kommt dicht neben, nein, unter mir. Jetzt erst sehe ich entsetzt, daß ich am Rande eines Abgrundes stehe, der von wilden Rosen anmutig und gefährlich überrannt ist. Und in den Nestern der Heckenrosen hängt das schreiende Kleine, dicht über dem schroff abfallenden Abhang.

Es ist mir ein Leichtes, das Kind aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Nun steht es wieder auf seinen runden nackten Beinchen. In den hellen Augen perlen noch dicke Tränen. Aber es lacht schon mit dem ganzen Gesicht. Nur, wie es die roten Blutstropfen an den bloÙen Nerven sieht, will es wieder weinen. Aber doch nicht. Das Blaurockige steht neben ihm und tupft mit ungeschickten Fingerchen auf die dicken Nerven des Andern.

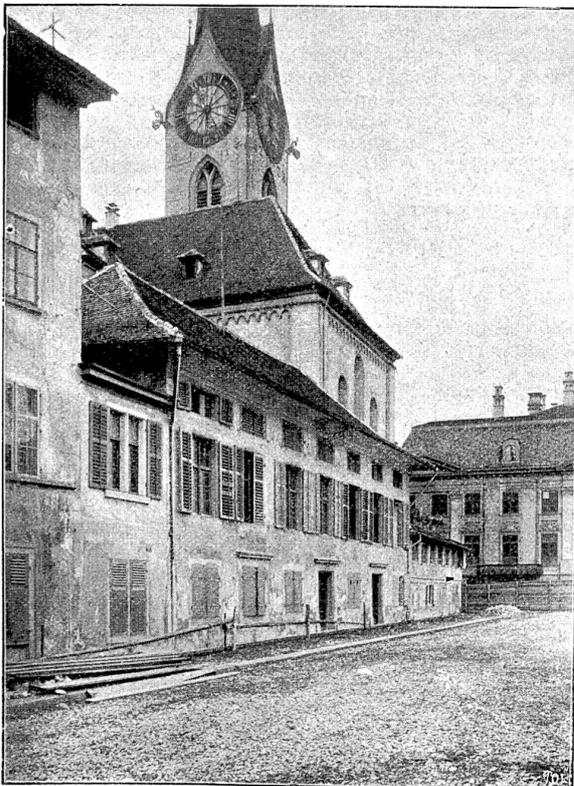
Ueber dem Abgrund gaukelt ein wunderschöner gelber Schmetterling. Das kleine Schmerzenskind streckt das Händchen aus und leuchtet: „Den hab' ich fangen wollen, und er ist fortgeflogen. Jetzt wollen wir aber den lieben Dott nicht mehr suchen.“ Es macht ein trotziges Mäulchen und zieht das andere mit sich fort. Sie laufen grabewegs dem Mädchen mit der weißen Schürze in die Arme.

„Wir wollen den lieben Gott jetzt nicht mehr suchen.“ . . .
Arme Kleine! Er war da, und ihr habt es nicht gewußt!

Der ehemalige Musiksaal in Zürich.

Mit Abbildung nach Photographie Brellinger-Wyder, Zürich.

Nördlich vom Eingang in den Hof des Fraumünsterklosters stand schon 1420 das Haberhaus mit einem Estrich,



später mit einem Saal, in dem sich die Musikgesellschaft der kleinen Stadt 1641 versammelte, und den die Regierung 1683 für die Gesellschaft einrichtete, 1716 aber neu baute, was einen Kostenaufwand von fl. 6481 verursachte. Dieser bis in die neueste Zeit vorhandene Musiksaal mit einem Deckengemälde von Brandenberger von Zug an dem stuckierten Plafond, mit hübschem Schnitzwerk an den Thürgerichten, einem Pfauischen Ofen, mit sinnreichen, musikalischen Ornamenten geschmückt, endlich mit einer Orgel, wurde 1868 von der Musikgesellschaft der Stadt abgetreten. Die Porträts der Präsidenten der Gesellschaft übergab letztere der Stadtbibliothek. An dieses Haberhaus schloÙ sich das einstöckige, im ErdgeschoÙ nur mit Latten geprenkelte Werchhaus der Stadt, zuletzt Polizeilokal.

„Das Wunder.“ Ein Legendenpiel in vier Abteilungen.

Die überhaupt erste Aufführung fand im Zürcher Stadttheater in Anwesenheit des Dichters, Richard Voß, am 25. November abhin statt. Es ist ein eigentümliches Zeichen unserer Zeit, daß sie uns mit den Stücken des kräftigsten Realismus, der jeder Moral-Aesthetik entbehrenden naturalistischen Stücke, die im Hinterhause spielen, gleichzeitig auch die dramatisierte Legende schenkt, die Mythe des Christentums. Beide sind bühnenberechtigt und wirksam, jene durch die Kraft der Tendenz, diese — durch die Ausstattung, vielleicht auch als Gegengewicht zu den Uebertreibungen der Naturalisten.

Voß behandelt in seinem „Wunder“ die Ausbreitung des Christentums und die Macht der neuen Lehre über ihre Anhänger zur Zeit ihrer Entstehung, im letzten Regierungsjahre des grauen römischen Kaisers Tiberius, der auf Capri starb. Die Wahl des Vorwurfs gestattete die Anwendung großartiger Ausstattungen und Inszenierungen; Einzel- und Zusammenspiel waren, von Direktor Prof. Straup geleitet, vorzüglich einstudiert, die tief empfundene musikalische Beigabe von Lothar Kempter, alle diese Faktoren verfehlten ihre Wirkung auf das Publikum nicht, das in wehevoller Stimmung den Vorgängen auf der Bühne lauschte. Unsere Illustration veranschaulicht die Schlussszene, den Tod des Kaisers, der noch in der Sterbestunde die Gnade der christlichen Religion empfunden.